

verkürzen lasse, z. B. durch Überlassung des Taufbeckens an den örtlichen Schwimmverein für internationale Wettkämpfe.

Gerade dieser Punkt wurde von der anwesenden Bürgermeisterin als »großartiger Beitrag zu mehr Präsenz unserer kleinen Stadt in den Medien« gerühmt. Auch sonst wurde in den Grußworten, während derer das Rote Kreuz nur gelegentlich einzelne Besucher mit Kreislaufzusammenbrüchen aus dem Saal tragen musste, die enge Einbindung der Baptistengemeinde in das kulturelle und politische Leben in X. von vielen Rednern gelobt. Gerade in einer Zeit, in der die Bauindustrie mit strukturellen Problemen zu kämpfen habe, sei der Neubau als deutliches Zeichen für das gesellschaftliche Engagement der kleinen Freikirche zu werten. Auch architektonisch sei der Bau eine »kleine Meisterleistung«, in der »ungebrochene Glaubenszuversicht« zum Ausdruck komme; so wurde z. B. im Vertrauen auf Gottes heilendes Handeln bewusst auf Behindertentoiletten verzichtet.

Die Feierlichkeiten fanden mit dem gemeinsamen Konzert des Gemischten Chores und des örtlichen Männergesangsvereins einen würdigen und festlichen Abschluss; die Sammlung zugunsten der Außenmission ergab einen Betrag von DM 28,54.

Das Bundesdorf

Ein Wintermärchen

von Franz Schmidtbauer

Der Plot beginnt, wie in diesem Genre üblich, zunächst recht einfach und erhält seinen Reiz durch Verwicklungen aller Art: Ein leitender Mitarbeiter der Freiwilligen Feuerwehr tritt wegen Unfähigkeit im Amt zurück. Fast alle wirken zunächst wie erlöst, bis zwei Großbauern des Dorfes – der Bürgermeister (der mit dem Zurückgetretenen jahrzehntelang eng befreundet ist) und sein ›Spezi‹ – sich am Stammtisch verabreden, in einem Aufwasch gleich ein aus ihrer Sicht weiteres Problem zu entsorgen und sich eines ihnen nicht genehmen Mitarbeiters zu entledigen. Flugs schiebt man dem Ahnungslosen die Schuld für das Scheitern des Ersteren in die Schuhe und bringt Gerüchte über ein angeblich völlig gestörtes Vertrauen und möglichst abenteuerliche Beschuldigungen unters Volk (besser noch: Andeutungen, denn man ist ja um ›Vertraulichkeit‹ bemüht). Sodann erobert man sich durch öffentliche Verlautbarungen mit der Beschwörung des Gemeinwohls und dem Hinweis auf die Todsünde der gefährdeten bayerischen Gemütlichkeit die Lufthoheit über die Biertische der Dorfschulzen. Aber wie das beim Komödienstadel so ist: Das Gute lässt das natürlich auf Dauer nicht mit sich machen. Es wird von Gewissensbissen geplagt und pocht schließlich auf das eigene Recht. Es stellt selber Untersuchungen an (unerhört!) und entlarvt die Intrige als großflächiges und, wie

in diesen Komödien, üblich »saudumm« eingefädeltes Komplott, an dem allerdings ein Teil der Honoratiorenschaft des Dorfes beteiligt ist, bis sich schließlich die ganze Dorfgemeinschaft aufregt und entzweit.

Natürlich kommt auch eine Frau ins Spiel. Sie ist eine vorlaute Preußin (im Komödienstadel sind alle Preußen notorisch vorlaut) und kommt aus der näheren Umgebung Berlins, ist aber trotzdem (!) ein »fesches Maderl«. Sie entstammt dem verarmten preußischen Landadel, der die besten Jahre hinter sich hat, lebt allerdings auf großem Fuße und hat unglaublich hohe Schulden, was aber keiner wissen soll und worum sich die junge Dame auch keine sonderlichen Gedanken macht. Um das Herz des Mädchens zu gewinnen, macht der Bürgermeister ihr große Versprechungen hinsichtlich der Aussteuer und gibt damit an, wie viele Angestellte er in seinem Amt hat, und dass sie ihn doch machen lassen soll, weil es in beider Interessen liege, wenn er den eigenen Großbauernhof in den gemeinsamen »Anfang einer wunderbaren Freundschaft« einbrächte. Das »Maderl« ist von so viel Reichtum entzückt, verliebt sich daraufhin augenblicklich in den Bürgermeister und gelobt ihm im Heustadl lebenslange Treue. Nun müsse nur noch ein Mitwisser ihrer wahren Verhältnisse beseitigt werden, verlangt sie – was sich gut trifft, denn es handelt sich um dieselbe Person, die auch der Bürgermeister loswerden will –, weil jener nach einem kurzen Liebesabenteuer ihre wahren Verhältnisse herausbekommen und sie daraufhin enttäuscht sitzen gelassen hatte. Weil sie ihren sündhaft teuren Lebensstil nicht verändern wollte, ließ er ihr den eigenen Geldbeutel einfach zunähen.

Nachdem das Komplott von Kapital und Schönheit durch schlimme Verfahrensfehler der »Amigos« ruchbar und die Situation immer brenzlicher wird, muss der Bürgermeister schließlich selbst das Handtuch werfen. Freilich nicht ohne großes Getöse und mit vor dem Wahlvolk öffentlich geäußerten Mutmaßungen, Verdächtigungen sowie Halb- und Unwahrheiten, bis am Ende alle – wie in solchen Komödien üblich – als »Deppen« dastehen, bis auf ... – ja bis auf wen eigentlich?

An dieser Stelle wird die burleske Komödie zum Dramulett. Denn die intriganten Großbauern erklären sich flugs zu Opfern böser preußischer Machenschaften (wovon sie das »Maderl« als Kavaliere natürlich ausnehmen): Sie haben's doch so gut gemeint. Wenn man sie nur gelassen hätte und sie nicht gezwungen hätte, sich mit der verhassten – ganz sicher von den »Saupreußen« in den Freistaat importierten – Demokratie des Gemeinderates einlassen zu müssen! Angesichts des unerhörten und dem bayerischen Wesen fremden Verlangens der »Zua'groasten« nach überzeugenden Argumenten und des überflüssigen Geredes vom »verantwortlichen Umgang mit Mitarbeitern« hört sich doch wirklich alles auf! Lautet ein altbekannter Wahlspruch der oberbayerischen Regierung doch: »Wir brauchen keine Opposition, wir sind schon Demokraten!« (Gerhard Polt). Man ist doch überdies immerhin der Bürgermeister, und das will in einem solchen Dorf schon was heißen.

Das Zwischenergebnis des ersten Aktes: Als alle Appelle zur Vernunft an den kleinen Hirnen der »Großkopferten« scheitern, müssen diese wegen eklatanter Fehler im Krisenmanagement und des Bruchs der bayerischen Landesverfassung – einer Art sakraler Stämmeordnung – zurücktreten und sitzen seither beleidigt aber auch ein wenig stolz, mit einem blauen Auge davongekommen zu sein und die Blamage geschickt dem Gemeinderat in die Schuhe geschoben zu haben, wieder am Stammtisch. Dort erzählen sie kopfschüttelnd jedem, der es hören will, ihre tragische Geschichte von der gescheiterten Rettung des Abendlandes, die sich in ihrem Berchtesgadener Alpendorf zugetragen hat. *Fortsetzung folgt ...*

Das Dorf der Episkopoi

von Kurt Marti

Episkopos ist ein Bischof, sagte der Pfarrer, einige Kirchen haben einen Bischof, andere Kirchen haben viele Bischöfe. Aha, sagte die Frau, die gefragt hatte, aha. Und weil Episkopos Bischof heißt, ist Episkopalismus eine Kirche, die Bischöfe hat. Aha, sagte die Frau, und die anderen Frauen nickten synkopisch. Nein, das stimmt eigentlich nicht, sagte der Pfarrer, nicht jede Kirche, die Bischöfe hat, ist episkopalistisch, nein, das ist nicht ganz richtig. Aha, nickten die Frauen, es ist nicht ganz richtig. Episkopalistisch ist eine Kirche, sagte der Pfarrer, die nichts Höheres kennt als den Bischof. Aha, nickten die Frauen, natürlich. Wir aber, sagte der Pfarrer, gehören zur reformierten Kirche. Aha, nickten die Frauen, interessant, zur reformierten Kirche gehören wir also. Die reformierte Kirche, sagte der Pfarrer, ist nicht episkopalistisch. Aha, sagte die erste Frau, wir sind es nicht. Natürlich nicht, sagte eine andere Frau, natürlich sind wir es nicht, wir sind reformiert, reformiert und episkopalistisch ist zweierlei, der Herr Pfarrer hat's gesagt. Richtig, sagte der Pfarrer, ganz richtig. Einen Bischof haben wir nicht, sagte eine dritte Frau, und auch nicht mehrere Bischöfe. Genauso, sagte der Pfarrer, aber was ist denn ein Bischof. Ein Episkopos, sagte die Frau. Sehr gut, sagte der Pfarrer, und was ist ein Episkopos. Ein Bischof, sagte die zweite Frau. Auch richtig, sagte der Pfarrer, aber ich dachte an etwas anderes. Die Frauen schwiegen. Natürlich, sagte der Pfarrer, ihr könnt ja nicht Griechisch, ich vergaß ganz, ihr könnt es nicht, ich will es euch sagen. Episkopos heißt »Aufseher«, also einer, der aufpasst.

Aha, nickten die Frauen und sagten, interessant ist das, und wie gut er doch Griechisch kann, unser Pfarrer. Oh, sagte der Pfarrer bescheiden, daran ist nichts Besonderes, wir müssen es auf der Hochschule lernen. Die Frauen nickten bewundernd. Also haben wir keinen Bischof, keinen Aufseher, sagte die dritte Frau. Kirchenrechtlich nicht, sagte der Pfarrer, nein, das nicht. Aha, nickten die Frauen, kirchenrechtlich also nicht, er weiß